

GEDANIANA

<https://doi.org/10.26881/sgg.2019.41.24>

Werner H. Preuß

Leuphana Universität Lüneburg

„... daß ‚Friedensschluß‘... nur eine Haltestelle von der Elektrischen ist“. Margarete Boie (1880–1946) in der „Inneren Emigration“

Der Beitrag beleuchtet das Phänomen „Innere Emigration“ paradigmatisch am Beispiel der Romanschriftstellerin Margarete Boie (1880–1946), die familiäre Beziehungen zu Danzig hatte und einen Teil ihres Lebens dort verbracht hat. Im Ersten Weltkrieg machte sie als Zeitungsredakteurin bereits Erfahrungen im Umgang mit der Zensur. Während des Nationalsozialismus versteckte sie sich hinter der Rolle der unpolitischen, aber konservativen älteren Offizierstochter. Anhand ausgewählter Geschichten aus ihrem Band *Die Tagfahrt der Preußen* (1942), der Erzählung *Übers Jahr...* (1944) und des nicht veröffentlichten Textes *Zwei Tage in Berlin* (Januar 1944) erörtert der Beitrag die Bedingungen und Möglichkeiten des Schreibens in der „Inneren Emigration“.

Schlüsselwörter: Margarete Boie, Innere Emigration, Zensur, verschlüsseltes Schreiben, Danzig

„... daß ‚Friedensschluß‘... nur eine Haltestelle von der Elektrischen ist“. Margarete Boie (1880–1946) in „Inner Emigration“. – This article examines the phenomenon of “Inner Emigration” paradigmatically using the example of the novelist Margarete Boie (1880–1946), who had family relations with Gdansk and spent part of her life there. During the First World War she already had experience as a newspaper editor in dealing with censorship. During National Socialism she hid behind the role of the apolitical but conservative older daughter of an officer. Based on selected stories from her volume *Die Tagfahrt der Preußen* (1942), the story *Übers Jahr...* (1944) and the unpublished text *Zwei Tage in Berlin* (January 1944), the article discusses the conditions and possibilities of writing in Inner Emigration.

Keywords: Margarete Boie, Inner Emigration, censorship, encrypted writing, Danzig

1. Einleitung

„Innere Emigration“ ist ein Sammelbegriff, unter den ganz unterschiedliche Verhaltensweisen gefasst werden, denen gemeinsam ist, dass sie Vorbehalte gegen den Anspruch des Nationalsozialismus auf Durchdringung aller Lebensbereiche ausdrücken.¹ Die Spanne der Formen

¹ Eine Einführung in die Forschungsliteratur gibt GOŁASZEWSKI (2014: 52–55).

erstreckt sich von scheinbarem politischem Desinteresse bis hin zu manifestem Widerstand. Ähnliche Strategien bildeten sich auch unter dem Druck des Stalinismus heraus und sind heute noch zu finden, wo immer eine Diktatur eine bestimmte Haltung erzwingt. Der vielfach mit dem Begriff „Innere Emigration“ verbundene Rückzug ins Private bezeichnet den Ort des Exils, die Insel der erzwungenen beziehungsweise selbstgewählten Verbannung – je nachdem, ob man die erdrückende Macht der politischen Verhältnisse oder die aufrechte Haltung des Einzelnen akzentuieren möchte. Dieser selbstbestimmte, aus dem Innern in die äußere Realität, aus der „Emigration“ in die „Heimat“ hineinwirken wollende, kreative, widerständige Anteil macht die Lektüre der betreffenden Werke so interessant. Er lehrt uns Zivilcourage.

Verantwortliches politisches Schreiben in der „Inneren Emigration“ setzt die Bereitschaft zur Isolation, zur Einsamkeit voraus. Man muss sich und seine Nächsten, seine Gesprächs- und Briefpartner und – sofern etwas gedruckt wird – sein Lesepublikum schützen. Es erfordert ein hohes Maß an Mut und die Fähigkeit, seine Gedanken vor der Zensur, vor der Diktatur zu verbergen und zugleich dechiffrierbar zu formulieren. Man verschweigt sie und lässt sie im Leser als dessen eigene Vorstellungen ans Licht treten. Versteht man diese Kunst, ist es möglich, über lange Zeit erstaunlich offen zu sprechen. Eindeutigkeiten verbieten sich selbstverständlich. Dessen müssen heutige Leser in einer nicht zensierenden, demokratischen Gesellschaft mit einer freien Schreibkultur gewärtig sein.

Es ist notwendig, sich ein klares Bild von den Bedingungen, den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten zu machen, unter denen Autor und Publikum kommuniziert haben. Sie sind für Texte der „Inneren Emigration“ konstituierend und müssen bei der Interpretation mitbedacht werden, sonst übersieht man leicht die Botschaft, während die Tarnung fortwirkt. Seiner Interpretation kann man allerdings nie völlig sicher sein, doch hat diese Unsicherheit ihren Grund in den Kommunikationsbedingungen der Zeit. Bei dieser Ausgangslage ist man genötigt, auf Indizien zu bauen und daraus Schlüsse zu ziehen. Das bedeutet keinen Mangel, sondern ist, wie Freud einmal feststellte, das Geschäft der Wissenschaft:

„Die Wissenschaft hat in ihrem Katechismus nur wenige apodiktische Sätze, sonst Behauptungen, die sie bis zu gewissen Stufengraden von Wahrscheinlichkeit gefördert hat. Es ist geradezu ein Zeichen von wissenschaftlicher Denkungsart, wenn man an diesen Annäherungen an die Gewißheit sein Genüge finden und die konstruktive Arbeit trotz der mangelnden letzten Bekräftigungen fortsetzen kann.“
(FREUD 1926: 4f.)

Irrtum also vorbehalten!

Eine Autorin, welche die Kunst der Kippfigur – zur einen Seite angepasst, unauffällig, zur anderen Seite vernehmbar sprechend, ja deutlich redend – in besonderem Maße beherrschte, war während des Nationalsozialismus die Romanschriftstellerin Margarete Boie (1880–1946). Sie soll im Folgenden beispielgebend vorgestellt werden.

Margarete Boie wird heute beinahe ausschließlich als Sylter Heimatschriftstellerin rezipiert, obwohl sie nur einen Teil ihres Lebens auf der nordfriesischen Insel verbracht und auch nur einen Teil ihres Schaffens Sylter Stoffen gewidmet hat. Dieses im Nationalsozialismus als positiv angesehene Vorurteil hat ihr damals sicher geholfen, sich zu tarnen. Der Tenor der zeitgenössischen Rezeption spricht dafür. Vorurteile aber bleiben haften. Hinzu kommt, dass Margarete Boie sich nicht nur als friesische Heimatschriftstellerin tarnte, die sie sicher auch

war, sondern darüber hinaus die Meinung nährte, sie sei – wie auch immer – national gesinnt, ansonsten aber unpolitisch – wie konservative, unverheiratete ältere Offizierstöchter eben sind. Auch dieses Vorurteil existiert in der schmalen literaturwissenschaftlichen Fachliteratur bis heute unbesehen fort. So schreibt LOEW (2009: 158):

„[Zur Welle] weitgehend entpolitisierter historischer Belletristik zählte auch eine Geschichtensammlung von Margarete Boie (1880–1946); mit ihren ‚westpreußischen Geschichten‘ *Die Tagfahrt der Preußen* versuchte sie Agnes Miegels Erfolg der *Altpreußischen Geschichten* [Geschichten aus Alt-Preußen, 1926] zu wiederholen.“

Worauf sich diese letzte Behauptung stützt, bleibt unklar. Eva-Maria GEHLER (2010) ordnet Margarete Boie in ihrer Studie über die Systemaffinität von Schriftstellerinnen im Dritten Reich wie Agnes Miegel der Kategorie „Indifferenz“ zu (vgl. GEHLER 2010: 43). Darunter versteht sie Autorinnen,

„bei denen eine Verortung aufgrund fehlender Fixpunkte nicht sicher vorgenommen werden kann. Ihre Abstinenz im literarischen Werk, in öffentlichen Äußerungen oder bekannten Schriftwechsellassen keinen Einblick in ihre persönliche Einstellung zum Nationalsozialismus zu. Sie zeigten scheinbar keinerlei Interesse für die Geschehnisse in und um Deutschland auf politischer, gesellschaftlicher, wirtschaftlicher oder kultureller Ebene. Aufgrund dieser Gleichgültigkeit, die im Einzelfall einer künstlerischen Abgehobenheit, einem Leben im ‚Elfenbeinturm‘ oder aber auch einer bewussten absoluten Verweigerung jeglicher Stellungnahme geschuldet ist, lässt sich bei diesen Schriftstellerinnen bis heute äußerst schwer entscheiden, ob sie traditionelle Heimatschriftstellerinnen oder nationalsozialistische Dichterinnen waren, jene Autorinnen bilden die zweite Kategorie ‚Indifferenz‘“ (ebd. 41).

Ein Drittes: eben die „Innere Emigration“ schließt Gehler bei Margarete Boie aus. Doch ihre Definition der Kategorie „Indifferenz“ birgt eine Unschärfe: Geben die betreffenden Autorinnen nur „scheinbar“, das heißt: mit trügerischem Anschein politische Abstinenz zu erkennen, während sie tatsächlich an Politik interessiert sind, um sich vielleicht zu tarnen, oder äußern sie offensichtlich und eindeutig „keinerlei Interesse für die Geschehnisse in und um Deutschland“? Die Alternative bedeutet einen Unterschied ums Ganze. Denn Ersteres charakterisiert ein Leben in der „Inneren Emigration“, während Letzteres allein für politische Indifferenz spricht.

Als unpolitisch, doch reaktionären Ideen partiell verhaftet charakterisiert Manfred WEDEMEYER (1997) Margarete Boie. Er erklärt:

„Margarete Boie und [ihre Freundin, die Malerin] Helene Varges waren unpolitisch, wohl aber dem Vaterland zugekehrt. [...] Daß Margarete Boie trotz ihrer humanitären Grundsätze nicht frei von politischen Vorurteilen war, ist ihrem 1942 erschienenen Buch *Die Tagfahrt der Preußen. Westpreußische Geschichten aus sieben Jahrhunderten* zu entnehmen. Darin teilte sie ihre Ansicht mit, der innere Hader habe 1918 ‚dem siegreichen deutschen Heer die Waffen aus der Hand genommen‘ [BOIE 1942: 399]. Sie vertraute als Generalstochter der Dolchstoßlegende, einer politischen Lebenslüge, der nach dem Ersten Weltkrieg von Ludendorff verbreiteten These, die sich 1925 im Dolchstoßprozess als unhaltbar erwies.“ (WEDEMEYER 1997: 33, 35)

Über ihre Westpreußischen Erzählungen wird im Folgenden zu sprechen sein. Ein Einwand gegen diese These Manfred Wedemeyers sei aber hier vorausgeschickt: So unpolitisch und in den Vorurteilen der Offizierskaste befangen zeigt sich Margarete Boie nicht, wenn sie

beispielsweise in ihrem Roman *Dammbau* den jungen Bauführer des Hindenburg-Dammes Heinrich Bremer an seine Zeit als Pionier im Ersten Weltkrieg zurückdenken lässt:

„Wohl, er arbeitete ehrlich daran, die Schützengräben hier nach Möglichkeit zu sichern – dies war das tägliche nächste Ziel, deutlich genug und klar erkennbar. Darüber hinaus aber – wozu nur gab es überhaupt Schützengräben? Zu welchem Zweck diese ganze wahnsinnige Schießerei? War dieser Krieg denn eine Notwendigkeit? Wirklich ein Unvermeidbares im Leben der Völker Europas? Und daran, daß Heinrich Bremer den Sinn dieses grauenvollen Geschehens nicht ergründen, nicht ergrübeln konnte, war auch seine Begeisterung allmählich rostig geworden. Nur sein ehrliches Pflichtgefühl, sein nüchterner Arbeitswille waren ihm geblieben, und nur mit Anstrengung hatte er beides bis zuletzt festhalten können.“ (BOIE 1941: 10)

Es war also nicht der Dolchstoß der Heimat in den Rücken der siegreichen Reichswehr, der nach Ansicht Heinrich Bremers den Krieg beendete, vielmehr hatte die Kampfmoral der Truppe – aus guten philosophischen und politischen Gründen – selbst Rost angesetzt. Welche Überzeugung Margarete Boie hegt, vermag diese Passage zwar nicht eindeutig zu klären, sie kann aber belegen, dass die Autorin Zweifel an der Dolchstoßlegende ernst nahm.

2. Ein Lebenslauf für die Reichsschrifttumskammer

Über ihr Leben gibt Margarete Boie in einem eigenhändigen Lebenslauf Auskunft, den sie am 5. April 1937 der Reichsschrifttumskammer einsenden musste. Wie damals üblich spricht sie über sich in der dritten Person:

„Margarete Boie, geboren am 22. Okt. 1880 als Tochter des Majors im Gr. Generalstabe Bernhard Boie und seiner Ehefrau Ida, geb. Vennigerholz, in Berlin. Der Vater wurde von einer Garnison zur anderen versetzt: Berlin, Königsberg Pr., Münster Westph., Danzig, Königsberg Pr., Graudenz, Thorn, wo M.B. stets die sogenannten ‚Höheren Töchterschulen‘ besuchte. Am 7. Mai 1896 starb der Vater in Thorn als Generalleutnant und Gouverneur von Thorn. Nach des Vaters Tode zog die Mutter mit ihren fünf Kindern, von denen M.B. die mittelste war, in des Vaters ursprüngliche Heimat Danzig zurück, zunächst nach Zoppot. Von 1900–1902 besuchte M.B. die Handels- und Gewerbeschule in Danzig. Von 1902–1904 war sie als nichtwissenschaftliche Hilfsarbeiterin im naturwissenschaftlichen Westpr. Prov. Museum tätig, gab diese Arbeit aber 1904 wieder auf, da sie keinerlei Zukunftsaussichten hat[te]. Ein kleines väterliches Erbteil ermöglichte es M.B., von nun an bis zum Kriege ein Wanderleben zu führen, zusammen mit der Landschaftsmalerin Helene Varges, deren Neigung folgend besonders die Nordseeküste studiert wurde: Juist, Norderney, Emden, Helgoland. M.B. lernte zeichnen, schrieb auch einen Führer von Juist und eine ostfriesische Erzählung *Die Kinder der fremden Frau*, die in Zeitungen, aber nie in Buchform erschien. Die Kriegszeit verlebten beide in Lüneburg, wo M.B. mehrmals den zweiten, für kürzere Zeit auch den ersten Schriftleiter in den *Lüneburgischen Anzeigen* vertrat. Januar 1919 gingen beide nach Sylt, wo M.B. zunächst zwei heute vergriffene unbedeutendere Arbeiten beendete und danach ihr großes Syltwerk schuf. Im Sommer 1928 musste M.B. Sylt verlassen, da ihre Gesundheit das angreifende Klima nicht mehr vertrug. Auf dem Festland vollendete sie die beiden letzten Bände des Syltwerks, die 1930 erschienen. 1936 endlich erschien ein großer Roman aus der dänischen Geschichte *Eleonora Christine und Corfiz Ulfeldt*, dessen Vorarbeiten schon auf Sylt begonnen waren.“²

² Vgl. Akte der Reichskulturkammer im Bundesarchiv Berlin, Signatur: R 9361-V, Nr. 14734: Boie, Margarete, 22.10.80, RKK: 2101, Box: 0124, File: 06, weiter als „ARBB“ angeführt.

Im offiziellen Schriftverkehr mit der Reichsschrifttumskammer hielt sich Margarete Boie also bedeckt, vermutlich, um möglichst wenig Interesse auf sich zu lenken. In einem Fragebogen, den sie am 17. Juni 1936 ausfüllte, offenbarte sie noch,

„dass ich als freie Schriftstellerin natürlich immer gearbeitet habe, aber infolge jahrelanger Kränklichkeit auch jahrelang fast völlig erwerbslos war und von meinen Angehörigen erhalten werden musste, teilweise auch jetzt noch werden muss“ (ARBB).

Als Leumundszeugen für ihre politische Einstellung kann sie „niemand nennen, da ich mich politisch nie betätigt habe“ (ARBB). Über Politik möchte sich die frühere Zeitungsredakteurin, die im Ersten Weltkrieg auch Leitartikel verfasst hat, jetzt nicht mehr äußern. Am 8. August 1933 fügte sie dem noch hinzu, dass sie „als alte Offizierstochter stets selbstverständlich national gewesen“ (ARBB) sei – eine dehnbare Formulierung, die eines nicht bedeutet: ein klares Bekenntnis zum Nationalsozialismus. Das war alles, was sie über ihre Lebensverhältnisse und ihre politische Einstellung der Behörde preisgab. Ihr genügte es wohl, dass die „Begutachtungsstelle für das pädagogische Schrifttum“ bei der Reichsleitung der NSDAP am 10. März 1936 nichts weiter über sie berichten konnte als: „Fräulein Boie ist nicht in der Partei und nicht im NSLB [Nationalsozialistischer Lehrerbund]. Da über sie nichts festzustellen ist, sind wir nicht in der Lage, ein Gutachten abzugeben.“ An einer förderlichen Stellungnahme war Margarete Boie offenbar nicht interessiert. Sie hat sich den Nazis nicht angebidert.

3. Redakteurin in Lüneburg und *Der Auftakt*

Nach Lüneburg kamen Helene Varges und Margarete Boie am 3. Juli 1911. Dort blieben sie, bis sie am 6. Januar 1919 nach Westerland auf Sylt fortzogen (vgl. VARGES 2007: 17). In den ersten Juni-Tagen und vom 3. Juli bis 3. August 1916 zeichnete Margarete Boie als verantwortliche Redakteurin der *Lüneburgschen Anzeigen*. In diese Zeit fallen politische Leitartikel, wie der über „Die erste große Seeschlacht in der Nordsee“ am 2. Juni, den sie später selbstkritisch in ihrem Roman *Der Auftakt* zitiert. Dessen Protagonistin, eine junge Redakteurin, „war von ihrem Machwerk nun, da sie es im Rahmen der Zeitung sah, herzlich enttäuscht. Mit nüchternem Blick erkannte sie die Mängel und Fehlstellen“ (BOIE 2014: 234). Sie „stand dem Journalismus längst nicht mehr kritiklos gegenüber. Nachdem sie ein volles Jahr hindurch täglich ein Dutzend Zeitungen aller Richtungen von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken sorgfältig gelesen hatte, konnte sie sich keiner Täuschung mehr darüber hingeben, dass es eben im Wesen des Journalismus liegt, jedes Ereignis und jede aus der Masse hervorragende Persönlichkeit nur ‚von der Parteien Hass und Gunst verzerrt‘ den gläubigen Lesern darzubieten“ (ebd. 236).

Besonders aufschlussreich ist ein „Feldpostbrief“, den Margarete Boie am 5. Juli 1916 in die *Lüneburgschen Anzeigen* einrücken ließ. Er lässt zum ersten Mal etwas von dem erkennen, was sie später als widerständige innere Emigration ausbildete, und sei deshalb hier ausführlich zitiert. Der Soldat nimmt die „feindlichen“ zivilen Opfer des Krieges in den Blick:

„Feldpostbrief. Von einem Lüneburger in Feindesland, der an seine hier wohnenden Eltern schrieb, die uns den Brief zum Abdruck gütigst überließe, wird berichtet über die trostlosen Zustände für die Einwohner der dort von uns besetzten Gebiete. Wenn man dies liest, so können wir unseren Vaterlandsverteidigern und ihren Führern nicht dankbar genug dafür sein, daß sie durch ihre Tapferkeit und Aufopferung den Feind von unserem Lande fernhielten und es in seinem jetzigen Zustande bewahrten. Wir lassen nun den Brief folgen:

15.6.16

Meine lieben Eltern!

Heut abend bekam ich Euer Paket mit Schokolade, Kuchen und Wurst sowie Mutters lieben Brief. [...] Jetzt eben bin ich durch die Quartiere meiner Leute gegangen und hab von den Gärten aus ins weite Land geschaut, das wie im tiefsten Frieden daliegt. Überall wächst der Segen des Sommers, aber er reißt dem landfremden Soldaten entgegen. Verbittert, verarmt sind die früheren Eigentümer. Die Häuser verfallen, keine Hand rührt sich, die ersten kleinen Schäden zu bessern und unbarmherzig legen Regen und Sturm Breschen in Dach und Gemäuer. Hat die Zerstörung begonnen, so schmilzt der Lehmstein, aus dem die meisten Häuser gefügt sind, förmlich dahin. Keine liebende Hand pflegt die Gärten. Zwischen Schutt und Unkraut stehen die Rosenstämme, und wo Soldaten Gärten anlegten, sieht man ihnen an, daß sie zusammengesucht und für den Augenblick geschaffen sind. Denn keiner hat hier eine bleibende Stätte. Ich denke an mein Haus und meinen Garten. Wenn dort fremde Eroberer so gebieten sollten! Hier hinter der Front merkt man erst, wie schwer Feindeshand auf dem Lande liegt.

Ein Zimmer im Haus bleibt dem Eigentümer, gewöhnlich ist es die große Diele mit Herd und Kamin, die zugleich Eß-, Wohn- und Schlafzimmer ist. Alle übrigen Räume gehören der Einquartierung, die zu jeder Tages- und Nachtzeit über die Diele in ihre Zimmer geht. Die Möbel sind verschleppt, verbraucht, nur wenig Gutes ist noch da – wer weiß, wie lange.

Hühner und Kühe haben die Bewohner, aber Milch und Eier müssen abgeliefert werden. Man läßt den Einwohnern nur, was unbedingt zum Leben nötig ist. Die meisten sind alt und lebensmüde. Was noch irgend arbeiten kann, wird zu Erntearbeiten, zum Chausseebau usw. gezwungen. Im Hause wohnt mit mir ein altes Mütterchen, 64 Jahre. Sie ist im Gegensatz zu den meisten Dörflern sauber und eigen; aber unendlich traurig blicken ihre guten Augen und mit Seufzen fängt sie morgens ihre Hausarbeit an. Wir haben ihr heute Holz gesägt und gehauen – wenn ich solch Elend sehe, steigt's mir bis an den Hals und schnürt mir die Luft ab. Machtlos, ratlos stehen wir vor dem unsäglichen Unglück; vor tiefer Not und großem Leid im Menschenschicksal und in all dem Trüben den Glauben an das Licht nicht verlieren – es gehört ein großer Lebensmut dazu.“ (Zit. nach PREUSS 2017: 185f.)

Wenn Margarete Boie dieses Zeugnis des Mitgefühls mit dem „Feind“ in Dankbarkeit für die deutschen Vaterlandsverteidiger einbettet, zeigt sie damit, dass sie mit der Kriegszensur schon umzugehen weiß.

Neben ihrer Arbeit als Zeitungs-Redakteurin verfasste Margarete Boie in Lüneburg mehrere Erzählungen und den Roman *Der Aufstakt*, der erst 1922 erschien. Er thematisiert die Auflösung aller Lebenswünsche und Moralvorstellungen in der gleichmachenden Verelendung aller Stände während des Ersten Weltkriegs. Die täglichen Mühen der Bewohner einer kleinen Stadt – vor allem der Frauen – schildert Margarete Boie dabei so plastisch, dass wir noch heute am Alltagsempfinden vor mehr als einhundert Jahren Anteil nehmen können. Auf Emigranten wirkte die lebendige Darstellung der Heimat schon zu ihrer Zeit stark. So schreibt der Rezensent des Romans einer deutschsprachigen brasilianischen Zeitung (1922):

„Schlägt man die ersten Seiten dieses Buches auf, so fragt man sich unwillkürlich mit ungläubigem Lächeln: Noch ein Kriegsroman? Man hätte doch wahrlich genug, übergenug davon. Blättert man jedoch weiter, so erstaunt man über die starke Sprache des Inhalts, über den kühnen Gedankengang der Schriftstellerin und vor allem über die überaus vornehme, gründliche und menschliche Beobachtungsgabe. Nicht über Schlachtfelder, nicht in das eigentliche Toben des Krieges führt sie uns, sie schildert in lebendigen Farben das Gefühlsame menschlicher Herzen, das Schicksal einer Familie, die zurückblieb in der kleinen Stadt, die hier in sich den Krieg erlebte und verspürte. Die trauten Straßen und Gäßchen dieses Städtchens leben unwillkürlich auf, die Menschen werden lebendig, man lebt mit in dem Erleben der anderen, die, stark und schwach, jedes [!] ihre Wege gehen bis zum Ende.“ (ANONYM 1922: 2)

Den in seiner Tendenz pazifistischen Roman *Der Auftakt* tut Margarete Boie in ihrem für die Reichsschrifttumskammer verfassten Lebenslauf als eine von „zwei heute vergriffene[n] unbedeutendere[n] Arbeiten“ ab. Sie versteckt ihn vor den Nazis, die solche Bücher verbrennen würden. Mit der zweiten Arbeit, die sie unter den Tisch fallen lassen möchte, ist der Roman *Schwestern* gemeint, der 1921 erschien. Er spielt auf einer ungenannten Nordseeinsel und thematisiert die Notwendigkeit der Solidarität unter allen Frauen. Die Tante erklärt der halbwüchsigen Nichte zu Anfang, worauf es ankommt: „Erstens ist sie eine Frau, deine und meine Geschlechtsgenossin, unsere Schwester, Reserl; und wenn wir Frauen uns untereinander nicht achten, wer soll es dann tun?“ (BOIE 1921: 58). Und am Ende bekennt das Mädchen: „Ich dachte eben nur an meine ‚Schwestern‘, wie du sagst. Ich kann sie jetzt alle verstehen“ (ebd. 220). Auch die feministische Tendenz dieses Romans hätte den Nazis nicht gefallen.

Auf Sylt lag es Margarete Boie und ihrer Freundin Helene Varges am Herzen, den Blick der Touristen und Ferienkinder für die natürliche Umwelt zu öffnen. Der Wunsch, die Insel als Kulturlandschaft zu verstehen, ließ sie wohl darüber hinaus die Lebensverhältnisse der Sylter von der sagenhaften und abergläubischen Vorzeit an über das Walfang-Zeitalter (17. Jahrhundert) bis zur Fertigstellung des Hindenburg-Damms in ihrer Gegenwart (1927) intensiv studieren. Die daraus erwachsenen erzählerischen Werke wurden von den Rezensenten der Nazizeit als Blut-und-Boden-Literatur missverstanden, denn Margarete Boie schildert in ihnen das Erwachen der Insulaner aus archaischen, oft mörderischen Verhältnissen zur Humanität.

Lydia Gottschewski, führende Repräsentantin der nationalsozialistischen Mädchen- und Frauenpolitik und 1934 Leiterin der Kulturabteilung der NS-Frauenschaft, widmete den Büchern Margarete Boies in *Die deutsche Frau*, Wochenbeilage zum NSDAP-Organ *Völkischer Beobachter*, einen längeren Beitrag. Er schließt mit den Worten:

„Über den Menschen Margarete Boie erfährt man wenig aus diesen Büchern; das Persönliche ist, in sehr verborgenen, tiefen Strömen, ganz eingegangen in das Werk. Eine große sachliche Arbeitsleistung steckt darin, ein unermüdliches Suchen, Forschen und Fragen, das den Walfischfang in fernen Meeren mit all seinen Kniffen und Listen und seiner fortreißenden Leidenschaft genau so kennt wie das Sylter Watt mit Flut und Ebbe, Strömungen, Sandbänken, Leyen und Tiefen, genauso wie jede Etappe des Dammbaus mit Baggern und Buhnen, Buschwänden und Faschinen. Und hinter all dieser sachlichen Arbeit steht eine ganz ursprüngliche Verbundenheit mit dem Boden, steht ein klares und reiches Menschentum, das manchmal aus einem Satz hervorleuchtet, der schwer von Lebenserfahrung ist und von tiefster innerer Güte. Margarete Boie – eine Frau und eine Dichterin, die den Anspruch darauf hat, als verehrter Gast in unsere Feierstunden aufgenommen zu werden, von uns allen gekannt und geliebt zu sein.“ (GOTTSCHEWSKI 1934)

4. Schreiben im Nationalsozialismus

Tatsächlich ist es ihr in bemerkenswerter Weise gelungen, zu den Nationalsozialisten Distanz zu wahren und dennoch unbehelligt bis zum Ende ihrer Herrschaft schreiben und publizieren zu können. Dazu beigetragen hat sicher der sachliche Stil ihrer Erzählungen. Sie schildern die Dinge, wie sie liegen. So stellt sie zum Beispiel in dem Text *Zwei Tage in Berlin* nüchtern fest, welchen Eindruck die Stadt macht, welche Stimmung unter den Bewohnern herrscht und wie sich die SA aufführt. Die Interpretation und Wertung des Dargestellten überlässt Margarete Boie der Leserschaft.

Mit ihrem Realismus wagt sich die Autorin weit vor, wenn sie in der Erzählung *Übers Jahr...*, die 1944 als Feldpostausgabe erschien, vom Untergang der Insel Nordstrand am 11. Oktober 1634 handelt. Deren Einwohner wollen die Vorzeichen der Katastrophe nicht wahrhaben, die über sie hereinbrechen wird: „Wenn nicht heute, so morgen. Wenn nicht vom Wasser, so vielleicht vom Feuer. Wenn nicht vom Feuer, so aus der Luft“ (BOIE 1944: 22). Sie gehen zugrunde.

Die Friesen, für die Nationalsozialisten der Inbegriff eines nordischen Heldenvolkes, erweisen sich in dieser Erzählung als rohe, von niederen Beweggründen getriebene Gesellen. In der Gestalt der zugereisten „schwarzen Maren“ tritt ihnen eine freie Frau entgegen, welche die rassistischen Klischees der Nazis bedient:

„Sie war nicht schön, jedenfalls nicht, was ein Nordstrander darunter verstand. Groß und stark war sie wohl, aber hager und knochig; der Mund breit; die braune Wangenhaut spannte sich über hochgeschobenen Backenknochen; über der niedrigen Stirn hing unordentlich das strähnige schwarze Haar. Aber wenn sie tanzte, waren ihre Glieder wie verwandelt, geschmeidig und voller Leben. Der derbe Mund verstand zu singen, zu lachen, zu küssen. Und zwischen Wange und Stirn glühten die sonderbar grüngoldenen Augen unter den dunklen Wimpern, wie das Geleucht einer schönen Katze.“ (BOIE 1944: 31)

Das Animiermädchen bringt in der Inselkneipe den beschränkten Horizont der Einheimischen zur Sprache:

„Ja gibt es denn noch etwas Neues hier auf dieser Insel? Zwei Jahre lang sitze ich nun hier, und jeder Tag ist wie der andere, heute wie gestern, und weiß, daß auch morgen nicht anders sein kann. Fressen, Saufen, Wasser ringsum und immer die gleichen Menschen – [...] Ach, was weißt du, wie schön die Erde ist! Ich aber, ich muß einmal wieder auf Bergeshöhe stehen und hinausschauen, weit, weit – tief, tief unter meinen Füßen auf die Stadt mit den hohen Türmen – [...]“ (BOIE 1944: 34)

Das überschreitet die Vorstellungskraft eines Insulaners: „Auch die hohen Türme noch unter deinen Füßen?“ spottete er lustig“ (ebd.). Sie ergreift noch rechtzeitig die Flucht und entkommt der Flut, in der die Insel nur Wochen später versinkt.

Von den Frontsoldaten, für welche die Feldpostausgabe 1944 bestimmt war, konnte *Übers Jahr...* nur wie ein Gleichnis auf den nahe bevorstehenden Untergang Deutschlands gelesen werden. Was mag nur den Zensor bewogen haben, die Erzählung freizugeben und Papier für das Buch zu genehmigen? Denn die Geschichte ruft nicht zum Durchhalten auf, ihre Botschaft lautet vielmehr: Rette sich wer kann! *Übers Jahr* ist es zu spät.

Unter totalitären Verhältnissen gestaltet sich die Kommunikation paradox. In diesen Zeiten kann man sich in einem verschlüsselten Text klarer aussprechen, als in einem vermeintlich eindeutigen. So schreibt Margarete Boie am 26. Juni 1944 an Mathilde Bomhoff-Claasen:

„Frieden – ja natürlich, das ist unser aller Wunsch, und doch darf der Wunsch die nüchterne Erwägung beim Friedensschließen nicht überdecken. Wir dürfen nicht eher nachgeben, ehe die Feinde den Frieden noch nötiger brauchen als wir selbst – wann aber wird das sein? Das weiß Gott allein, und wir müssen nur stillhalten und Geduld haben.“ (zit. nach WEDEMEYER 1997: 403)

Ob Margarete Boie tatsächlich noch daran glaubte, dass Deutschland die Alliierten zum Frieden nötigen könne, lässt sich aus diesem Brief nicht eindeutig entnehmen. Schriftlich die Kapitulation zu wünschen, wäre für die Adressatin und für die Schreiberin lebensgefährlich gewesen.

5. Innere Emigration: Die endgültig abgeschlossene Vergangenheit

In dem Band *Die Tagfahrt der Preußen. Westpreußische Geschichten aus sieben Jahrhunderten* reproduziert Margarete Boie 1942 an der Oberfläche mehrfach plakativ nationalsozialistische Klischees – vor allem antipolnische –, um wenige Seiten weiter die Propaganda unter der Hand zu relativieren. Einige Geschichten erzählen sogar das Gegenteil der vorgeblichen Fabel. Denn in totalitären Regimen behält der Zensor das letzte Wort. Sich gegen ihn aufzulehnen, ist erfolglos. Stellt man ihn aber vordergründig zufrieden, dann ist es leicht möglich, dass ihm die tiefere Botschaft einer Geschichte entgeht. So handelt *Eine Liebesgeschichte* von der leidenschaftlichen Liebe einer selbstbewussten Danziger Patriziertochter zu einem englischen Kaufmann, welche ein „fremdenfeindliches Gästerecht“ (BOIE 1942: 179) 1560 verbietet. Die Erzählung liest sich wie eine Parabel auf die Nürnberger Rassengesetze und eine Ermutigung zum Widerstand. Dem Bräutigam wird die Situation klargemacht:

„Ihr wißt wohl selbst – und meine Schwägerin wird es auch wissen – daß Ihr als Engländer niemals das Danziger Bürgerrecht erwerben könnt; daß aber auch eine Danziger Bürgerin niemals einen Englischen ehelichen darf, sie würde dadurch ihr Bürgerrecht verlieren.“ (BOIE 1942: 172)

Schutz gewährt dem Paar der polnische König Sigismund August. Zehn Jahre unnachsichtiger Verfolgung der Verbindung führen die Stadt Danzig endlich nicht zum Sieg, sondern in den Ruin.

Das russische Grab schildert die Belagerung der Stadt Danzig, in deren Mauern sich der gewählte polnische König Stanislaus I. Leszczyński aufhält, durch russische Truppen im Jahr 1734. Der Monarch ist nicht auf die eigene Sicherheit bedacht, sondern

„begibt sich wieder in den Bereich der heulenden tausenden Geschosse, geht zu Fuß durch die von Männern verlassenen Gassen. Nur das Schreien und Jammern der Frauen und Kinder, untermischt mit Gebeten und geistlichen Gesängen tönt unter den krachenden Geschossen, wo vor wenig Augenblicken noch der Ruf zu den Waffen erscholl. Es zerreißt dem König das Herz, das Elend der Stadt zu sehen – er hat in Wahrheit ein zu weiches Herz, um je ein großer Herrscher werden zu können.“ (BOIE 1942: 314)

Um der Zerstörung ein Ende zu bereiten, gestattet er der Stadt, nur noch auf ihre eigene Sicherheit bedacht zu sein. Der menschlich empfindende polnische König verlässt die Stadt und verzichtet auf den Kampf um die Krone.

Anders als Stanislaus Leszczyński rührte Hitler das Leid der Bevölkerung „seiner“ Städte nicht, deren Bombardierung 1941 begann. Er flieht nicht oder begeht bei Zeiten Selbstmord, um dadurch den Weg zu einem Friedensschluss frei zu machen und die Zerstörung zu begrenzen. Dieses Motiv nimmt Margarete Boie in der damals nicht veröffentlichten Reportage *Zwei Tage in Berlin* (Januar 1944) wieder auf. Zweimal lässt sie Personen über einen Friedensschluss nachdenken und sprechen. Zunächst in der folgenden Passage:

„Am andern Morgen, allerdings erst halbzehn kam dann das Lieferauto. Elisabeth bestimmte, daß ich vorn beim Fahrer sitzen sollte. Sie selbst und Frl. Helene krochen hinten in den Kasten. So sah ich dann die ganze Strecke von Schaumburgallee bis zum Stettiner Bahnhof, sah unendliche Straßen in Schutt und Trümmern. Wir fuhren durch Moabit, an den Ruinen des Lehrter Bahnhofs und der Kunstausstellung vorbei. Der Fahrer, in SA-Uniform, sagte: Ich kann wohl sagen, ich habe ein schönes Weihnachtsfest gehabt, am Heiligabend 15 Stunden lang Ausgegrabene und Verletzte gefahren, am 1. Feiertag 17 Stunden. Ein Mann war dabei, der saß im Rinnstein und rief immerzu: Und wozu dieser ganze Wahnsinn? Weshalb machen wir denn nicht Schluß mit diesem verdammten Kriege? Na, den haben wir denn erstmal ordentlich vertrimmt und dann liegen gelassen.“ (*Zwei Tage in Berlin*. In: PREUSS 2017: 230–239, hier: 235)

Die zweite Stelle bildet die Schlusspointe:

„Als ich mit der Elektrischen vom Danziger Hauptbahnhof nach Oliva herausfuhr, saßen in dem fast leeren Wagen ein Soldat und ein junges Mädchen. Der Soldat war anscheinend nicht von hier, denn als die Schaffnerin ‚Friedensschluß‘ ausrief, sprang er auf und schrie: Was?? so laut, daß alle sich nach ihm umsahen. Das junge Mädchen zog ihn auf den Sitz zurück und sagte: Aber wir steigen doch erst an der Endstation aus. ‚Straßenbahndepot‘ haben wir schon gehabt, das nächste ist nun ‚Weißes Lamm‘.³ Aber der Soldat schüttelte ausdrucksvoll den Kopf und schien erst langsam zu begreifen, daß ‚Friedensschluß‘ hierzulande eben einfach nur eine Haltestelle von der Elektrischen ist.“ (*Zwei Tage in Berlin*. In: PREUSS 2017: 239)⁴

Die Botschaft ist sehr stark: Die Insassen des Zuges lassen die Haltestelle „Friedensschluß“ verstreichen. Deutschland steigt aus diesem wahnsinnigen Krieg nicht vor der Endstation aus!

Während der menschlich empfindende Stanislaus Leszczyński 1734 das Heil Danzigs dem Ruhm vorzieht, als ein großer König zu gelten, unterwirft sie ein preußischer Tyrann. In der Erzählung *Abschied* schildert Margarete Boie die Entscheidung der Familie Schopenhauer zur Flucht aus Danzig, das zu Polen gehörte, bevor sich Preußen 1793 die Stadt nach der zweiten Polnischen Teilung einverleibte. Diese Geschichte wirkt wie ein Gleichnis für die Emigration vor dem deutschen Einmarsch in die Tschechoslowakei 1938 sowie in Polen und Danzig 1939 und fordert zu entschiedenem republikanischen Widerstand gegen Besetzung und Zwangsherrschaft auf:

„Als am 28. März 1793 ein preußisches Kommando die Außenwerke der Stadt besetzte, hatte Heinrich Floris Schopenhauer wenige Stunden vorher mit Johanna und ihrem Sohn Arthur den Weg über Pommern nach Hamburg eingeschlagen.“ (BOIE 1942: 344)

³ Ein Herrenhof, damals Wehrmachtsbauschule.

⁴ Die Haltestelle „Friedensschluß“ befand sich damals in der Adolf-Hitler-Straße Ecke Frieden-Straße, wo vormalig in Pelonken zwischen Langfuhr und Oliva die Pommersche in die Danziger Chaussee überging. Der Name erinnert an den Frieden von Oliva 1660.

Sie hatten nicht in Unfreiheit unter der Herrschaft Friedrichs des Großen leben wollen – für dessen Erben Hitler sich hielt – und wollten sich vor seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. auch jetzt nicht beugen. Der Entschluss des Hausherrn wird von Johanna Schopenhauer mitgetragen. Bei einer vorangegangenen Diskussion mit Tischgenossen entgleitet ihr der Ausruf: „Die Zeit der Tyrannen ist wohl im Niedergang, nicht etwa im Aufstieg begriffen, so dünkt mich!“ (BOIE 1942: 326). Damit spielt sie auf die Französische Revolution an, die mit der Enthauptung Ludwig XVI. am 21. Januar 1793 gerade ihren Höhepunkt erreicht hat. Wenig später unterstützt sie ihren in Rage geratenen Mann:

„Seine junge Frau beugte sich rasch vor und legte ihre zierliche weiße Hand auf seine geballte Faust. ‚Wißt Ihr nicht, Lieber, wodurch Ihr mich für Euch gewannet? Wie Ihr seinerzeit dem preußischen General auf sein Erbieten hin, Euch Hafer zu senden, stolz antworten ließet: Noch ist mein Stall hinreichend versehen, und wenn mein Vorrat verzehrt ist, lasse ich meine Pferde totstechen!‘

Die Faust löste sich; Schopenhauer lächelte grimmig.

‚Wohlan, und sollte ich heute noch in Tat und Wahrheit meine Pferde totstechen – niemals werde ich Untertan!‘“ (BOIE 1942: 328)

Die Erzählung *Vetterchens Heidenfahrt* legt nahe, dass Margarete Boie darüber unterrichtet war, welche Verbrechen die SS (und die Wehrmacht) im Osten beging. Ihr Gegenstand ist das barbarische Treiben des Deutschen Ordens in Litauen zwischen 1370 und 1380, in dessen Tradition die SS sich wählte. Margarete Boie schildert einen Überfall der Ordensritter auf ein litauisches Dorf, dem auch das aus Deutschland zu Besuch angereiste „Vetterchen“ eines Ordensbruders beiwohnen soll:

„Dann ging es mit Macht hinaus, hin und her durch das Land, sengend, raubend, mordend; [...] Bruder Heinrich ließ ab vom Schlachten, wandte sein Pferd, suchte. Nach etlichem Hin und Her fand er den Buben außerhalb des Getümmels, neben seinem Pferde stehend, das kurze Schwert in der Hand, hoch erhoben, aber er schlug nicht zu. Vor ihm wie ein Rebhuhn unterm Falken lag auf den Knien ein Kind in buntem Röckchen, Gesicht und Händchen flehend erhoben. Hastig sprengte Bruder Heinrich hinzu, und ehe der junge Vetter noch aufschaute, ehe das Kind sich umwandte, hatte er ihm schon mit mächtigem Hieb von oben her Kopf und Nacken mit tiefem Schnitt gespalten. Blut und Hirn spritzten gegen den Buben hin, der wich zurück. ‚Es – war ein Kind‘, stammelte er.

‚Ein Heidenkind!‘ rief Heinrich voller Zorn. ‚Alle Brut zu vernichten, hat heute noch einmal der Marschall uns geboten. [...]‘“ (BOIE 1942: 26f.)

Diese Ordensbrüder sind keine kultivierenden Missionare und edlen Helden, sondern barbarische Söldner, deren Mitgefühl nur den eigenen Kameraden und Angehörigen gilt. Wie in Margarete Boies Romanen, welche das Sylt der Walfänger-Zeit thematisieren, endet auch diese Erzählung in dem Augenblick, in dem eine Knospe der Bildung und Humanität aufbricht. Von Ferne her dämmert Bruder Heinrich im Traum, dass auch er für seine Sünden gerichtet, dass auch er auf Gnade angewiesen sein wird.

Weiter kann ein Autor in einem totalitären System schwerlich gehen. Für dieses Bekenntnis des Wissens musste Margarete Boie dem Zensor im Vorwort einen brutalen, unverzeihlich dummen Satz gestatten:

„1919 gaben die Feinde Deutschlands durch das Versailler Diktat Westpreußen an Polen – 1939 holte Deutschland mit der Waffe in der Hand sein Eigentum zurück“ (BOIE 1942: 8).

Dieser Satz trägt so sehr die Züge der Propaganda an sich, dass er schlechterdings nicht von der einfühlsamen und abwägenden Margarete Boie stammen kann.

Sie selbst behandelt das mit gegenseitigem Ressentiment belastete deutsch-polnische Zusammenleben in Westpreußen zwischen 1921 und 1936 in der Erzählung ... *auf daß wir klug werden!* Protagonist ist Margarete Boies Neffe Kurt Hoene. Seinen Lebens- und Bildungsweg zeichnet sie anhand von tagebuchartigen Auszügen aus Briefen an seine Eltern nach. Die Erzählung wird damit zu einem Dokument von hohem Quellenwert für das Denken und die Erfahrungen der deutschen Agraroberschicht im wiedererstandenen Polen. Im Tatendrang des jungen Mannes ist trotz aller Vorurteile die Zuversicht zu spüren, gemeinsam ein neues Kapitel in der Geschichte beider Völker gestalten zu können. Auf dem Höhepunkt seines Lebens, nach landwirtschaftlicher Lehre, Studium, Wehrdienst in der polnischen Armee, Auslandsjahr in Kanada, Promotion, Kauf eines Gutes in Vorpommern, glücklicher Brautwahl, Eheschließung und Hochzeitsreise des Paares nach England stürzt ihr Flugzeug beim Start zum Rückflug am 9. Dezember 1936 ab. Unter den Toten: „Dr. Kurt Hoene und Frau, Deutsche polnischer Nationalität. Dr. Hoene stammt aus Posen, seine Gattin aus Berlin“ (ANONYM 1936).

So endet die letzte der westpreußischen Geschichten symbolträchtig mit einer Katastrophe, mit einem Absturz, bevor der Vernichtungskrieg der Nationalsozialisten alles, was sich an Ressentiment, Nationaldünkel und Ausgrenzung mit der Zeit noch hätte schlichten lassen können, überrollte. Danach erübrigte sich jedes Für und Wider. Nun war weder ein Zurück noch ein Voran im westpreußischen Zusammenleben beider Völker mehr möglich. In der Nachbemerkung, datiert auf September 1941, konstatiert Margarete Boie:

„Endgültig abgeschlossen liegt seine Vergangenheit unter dem schauenden Blick, ob ihre farbigen Bilder auch noch hin und wieder aufblinken. Seine Zukunft aber harrt noch unerkennbar hinter dem Schatten des großen Krieges, in dem wir stehen. Daß sie sich leuchtend entschleierte und die Kraft dieses Landes siegreich in Deutschland einströme, das ist unsere Hoffnung, unser Wunsch – unser Wille!“ (BOIE 1942: 400)

Welche Kraft Westpreußens auf welche Weise in Deutschland wirksam werden soll, bleibt bei dieser orakelhaften Formulierung unklar. Die dort in Jahrhunderten ausgebildete Fähigkeit von Deutschen und Polen, sich unter wechselnder Vorherrschaft miteinander zu arrangieren? Das legen der Tenor der Geschichten und die Richtung des Kraft-Stroms von Westpreußen nach Deutschland (und nicht umgekehrt) zumindest nahe.

Da ein offenes Wort 1941 nicht möglich war, auch die Zensur eingriff, wo und wie sie wollte, lassen sich die Intentionen Margarete Boies in ihren späten Erzählungen nicht mehr eindeutig bestimmen. In Zwangssystemen, die zur Tarnung nötigen, ist Eindeutigkeit aber auch nicht zu erwarten. Zwar verdient nicht jedes Abweichen eines Autors von der offiziellen Parteidoktrin, als Akt „innerer Emigration“ (oder gar als Widerstand) bewertet zu werden. Doch bei Margarete Boie ist eine große Distanz wahrnehmbar. Die Autoren der „Inneren Emigration“ verständigten sich mit ihrer Leserschaft zwischen den Zeilen. Margarete Boie machte der Propaganda-Lüge Zugeständnisse und baute darauf, dass das Publikum ihre Texte mit Verstand lesen und interpretierend zur vollen Wahrheit ergänzen werde.

6. Lebensende

Nach verschiedenen Zwischenstationen beschloss Margarete Boie ihr Leben in Lüneburg, wo ihr jüngster Bruder Claus mit seiner Familie wohnte. Sie starb am 4. Februar 1946 an Herzversagen und liegt auf dem dortigen Zentralfriedhof begraben.

Vom Verfasser herausgegebene Werke Margarete Boies

Der Auftakt. Roman von Margarete Boie. Jubiläumsausgabe. Herausgegeben von Dr. Werner H. Preuß. Lüneburg: Von Stern, 2014; Werner H. Preuß: Margarete Boie. In: *Freie Sklavinnen. Anthologie aus Werken Lüneburger Schriftstellerinnen*. Bardowick: Almqvist, 2017, S. 179–239.

Weitere Auswahl aus ihren Werken

Juist (Mitverfasserin: Helene Varges). Emden: Selbstverlag der Verfasserin, 1906; *Emden. Bilder aus der ältesten Hafenstadt Ostfrieslands*. Federzeichnungen. Emden: Verlag von J. Röling, o.J. [1910]; *Das köstliche Leben*. Roman. Stuttgart: J.F. Steinkopf, 1918; *Schwestern*. Der Jahreslauf einer Insel (Roman). Stuttgart: J.F. Steinkopf, 1921; *Die treue Ose*. Sage von der Insel Sylt. Westerland: Bücherstube von C.L. Jensen, 1922; *Der Auftakt*. Roman. Stuttgart: J.F. Steinkopf, 1922; *Bo, der Riese*. Sage von der Insel Sylt. Westerland: Bücherstube von C.L. Jensen, 1923; *Führer von Sylt* (Mitverfasser: Richard Stöpel). Westerland: Verlag der Sylter Heimatbücher Johannes Cords, 1925; *Der Sylter Hahn* (Roman). Stuttgart: J.F. Steinkopf, 1925; *Waal – Waal!* (Jugendausgabe von *Der Sylter Hahn*). Stuttgart: J.F. Steinkopf, 1926; *Moiken Peter Ohm*. Roman. Stuttgart: J.F. Steinkopf, 1926; *Ferientage auf Sylt*. Berlin-Lichterfelde: Hugo Bermühler Verlag, 1928; *Die letzten Sylter Riesen*. Nach den Notizen eines Zeitgenossen zusammengestellt. Stuttgart: J.F. Steinkopf, 1930; *Dammbau*. Sylter Roman aus der Gegenwart. Stuttgart: Steinkopf, 1930 (Neuausgabe: Husum: Husum Verlag, 2012); *Sylter Treue*. Zwei Sagen von der Insel Sylt. Stuttgart: J.F. Steinkopf, 1932; *Die Müllerin von Tholensdeich*. Eine Erzählung. Hamburg: Agentur des Rauhen Hauses, 1933; *Eleonora Christine und Corfiz Ulfeldt*. Der Lebensroman einer Königstochter. Oldenburg in O.: Gerhard Stalling, 1936; *Uwe Jens Lormsen in Kiel*. Langensalza, Berlin, Leipzig: J. Beltz, 1938; *Hugo Conwentz und seine Heimat*. Ein Buch der Erinnerungen. Stuttgart: Steinkopf, 1940; *Die Tagfahrt der Preußen*. Westpreußische Geschichten aus sieben Jahrhunderten. Stuttgart: J.F. Steinkopf, 1942; *Übers Jahr...* (Erzählung). Stuttgart: Steinkopf, 1944.

Autobiographisches, Novellen, Erzählungen, Skizzen, Briefe sowie das Bühnenstück *Greth Skrabbels Freier* publiziert aus dem Nachlass im Sylter Archiv erstmals: Manfred WEDEMEYER: *Margarete Boie. Die Dichterin der Insel Sylt*. München, Wien: Profil, 1997.

Ein nahezu vollständiges Quellenverzeichnis bietet: Beate AHR und Roswitha KIRSCH-STRACKE: „Die künstlerische Freude am Reichtum der Naturformen gab den Anlass...“ Die Naturschutz-Pionierinnen Margarete Boie (1880–1946) und Helene Varges

(1877–1946). Pilotstudie zur Quellenlage. (= WEITER_DENKEN Nr. 1. Herausgegeben von gender_archland. Forum für GenderKompetenz in Architektur Landschaft Planung, Fakultät für Architektur und Landschaft der Leibniz Universität Hannover. Hannover, Januar 2010, Anhang (CD)).

Quellen

- Akte der Reichskulturkammer im Bundesarchiv Berlin, Signatur: R 9361-V, Nr. 14734: Boie, Margarete, 22.10.80, RKK: 2101, Box: 0124, File: 06 (= ARBB).
- ANONYM (1922): Büchertisch. In: *Deutsche Zeitung. Tageblatt mit Wochenbeilage, Germania*. 25. Jg., Nr. 189. São Paulo: Druck und Verlag von Rudolf Troppmair.
- ANONYM (1936): Flugunglück forderte 14 Tote. In: *Berliner Lokal-Anzeiger*. 54. Jahrgang, Nr. 296, 10. Dezember 1936, Morgenausgabe.
- BOIE, Margarete (1921): *Schwestern. Der Jahreslauf einer Insel*. Stuttgart: J.F. Steinkopf.
- BOIE, Margarete (1941): *Dammbau. Sylter Roman aus der Gegenwart*. Stuttgart: Steinkopf, 6.–8. Tausend.
- BOIE, Margarete (1942): *Die Tagfahrt der Preußen*. Stuttgart. Steinkopf.
- BOIE, Margarete (1944): *Übers Jahr...* Stuttgart: Steinkopf.
- BOIE, Margarete (2014): *Der Auftakt. Roman. Jubiläumsausgabe*. Lüneburg: von Stern.

Bibliographie

- FREUD, Sigmund (1926): *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* Leipzig; Wien; Zürich: 5. Aufl.
- GEHLER, Eva-Maria (2010): *Weibliche NS-Affinitäten. Grade der Systemaffinität von Schriftstellerinnen im ‚Dritten Reich‘*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- GOTTSCHESKI, Lydia (1934): Deutsche Dichterinnen der Gegenwart. 1. Margarete Boie. In: *Die deutsche Frau. Wochenbeilage zum Völkischen Beobachter*. 23. Mai 1934; Folge 21; Nr. 143.
- GOŁASZEWSKI, Marcin (2014): ‚Intra muros et extra‘. Innere Emigration als Problem. Ein literaturwissenschaftlicher Überblick. In: *Germanica Wratislaviensia* 139, 39–55.
- LOEW, Peter Oliver (2009): *Das literarische Danzig 1793 bis 1945: Bausteine für eine lokale Kulturgeschichte*. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- PREUSS, Werner H. (2017): *Freie Sklavinnen. Anthologie aus Werken Lüneburger Schriftstellerinnen*. Bardowick: Almárium.
- VARGES, Günter (2007): *Helene Varges. Werk und Malerleben*. Emden: Polarship.
- WEDEMEYER, Manfred (1997): *Margarete Boie. Die Dichterin der Insel Sylt*. München; Wien: Profil.